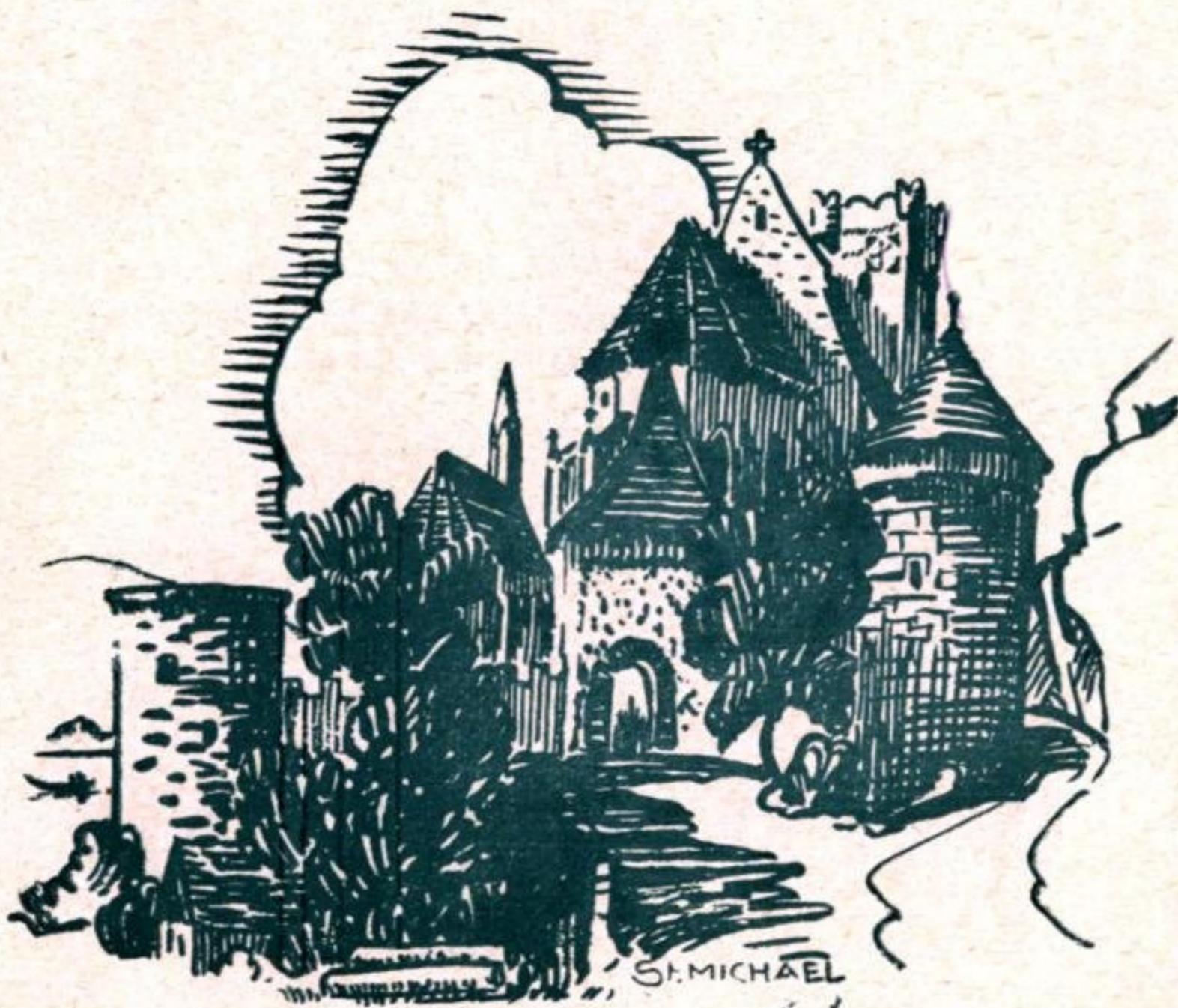


# Das Waldviertel



**NEUE FOLGE** 1954 Nr. 3



INHALT

Dr. Kranner Eduard: Unser ältester Universitätsstudent  
Hengstberger Heinrich: Die Heiligenstatuen in der Kapelle von  
Hohenstein  
Höfer Karl: Mühlbach und seine Hammerschmiede  
Jelinek Josef: Historische Streifzüge über Groß-Motten und die  
Pfarre Rastbach  
Literaturbesprechung

---

**Für Volk und Heimat  
arbeitet der**

**Waldviertler Heimatbund**

**Wer seine Heimat liebt, unterstützt uns durch Werbung  
neuer Mitglieder. Hilf auch Du mit!**

---



Das Heimatbuch für jedermann

Josef Huber

# WACHAUFÜHRER

Neubearbeitet und ergänzt von Franz Biberschick d. Ae.

Eingehende Darstellung der Wachau u. d. Nibelungengauges  
Unentbehrlich für jeden Besucher des Donautales

280 Seiten

Preis S 24.—

In jeder Buchhandlung erhältlich!

Verlag Josef Faber, Krems an der Donau

Postversendung!

Postversendung!



Einzelpreis S 3.—

Ganzjährig S 36.—

Druck: Buchdruckerei  
Josef Faber, Krems  
in der Donau, Obere  
Landstraße Nr. 12  
Verwaltung: Obere  
Landstraße Nr. 12

Das  
**Waldviertel**  
Zeitschrift für Heimatkunde  
und Heimatpflege

Erscheint am 1. jeder  
Monats. Eigentümer  
Herausgeber u. Verleger  
Waldviertler Heimat-  
bund; Verantwortlicher  
Schriftleiter Dr. Hein-  
rich Kauscher, Krems  
an der Donau, Heine-  
mannstraße Nr. 12

3. Jahrgang

Krems, am 1. März 1954

Nummer 3

## Unser ältester Universitätsstudent

Von Dr. Eduard Krauner

Nicht an Lebensjahren oder Studiensemestern ist er unser ältester, sondern dem Zeitalter nach, in dem er lebte. Er ist der früheste, somit in diesem Sinne der älteste österreichische Universitätsstudent, dessen Namen wir kennen. Die Urkunden, die von ihm Kunde geben, nennen ihn als Angehörigen der „Deutschen Nation“ an der Universität zu Bologna im Jahre 1290.

Er hat also an einer Hohen Schule Italiens zu einer Zeit studiert, als es in deutschen Landen noch keine Universitäten gab; denn die erste deutsche Universität entstand erst im Jahre 1348 zu Prag.

In Bologna gliederten sich die Scholaren nach ihrer landmannschaftlichen Herkunft in „Nationen“. Die Italiener bildeten eine eigene Universität (*universitas jurisconsultorum citramontanorum*), und ebenso die Auswärtigen, von denen sich die Franzosen in neun Nationen aufspalteten, was auf gleichartige Verhältnisse an der Universität in Paris zurückzuführen ist, wo sich die Studenten nach französischen Provinzen gliederten, während die Deutschen, Spanier, Engländer, Polen und Ungarn geschlossen je für sich blieben. Die Deutschen als Ausländer von jenseits der Alpen (und damit als Teil der *universitas jurisconsultorum ultramontanorum*) bildeten in Bologna die „Deutsche Nation“ in Form einer kirchlichen Bruderschaft mit eigenen Statuten und eigener Verwaltung, die von selbstgewählten Prokuratoren besorgt wurde, auch hatten sie eine bestimmte Kirche, in der sie an Sonn- und Feiertagen zusammenkamen.<sup>1)</sup>

„Das Archiv der deutschen Nation, durch Jahrhunderte von der deutschen Studentenschaft eifersüchtig gehütet und getreulich von

Hand zu Hand überliefert, gelangte gegen Ende des 18. Jahrhunderts in fremde Hände, wurde verzettelt, und der Rest der Akten wanderte schließlich auf den Trödelmarkt, wo er öffentlich feilgeboten wurde, bis es das Glück wollte, daß der kunstsinige Graf Josef Maria de Medici dazu kam. Dieser kaufte, was noch vorhanden war, und hinterlegte es um 1825 in seiner Familienbibliothek.“<sup>2)</sup> So berichtet Prof. Dr. Luschin-Ebengreuth. Erst im Jahre 1876 wurden die Akten durch den Grafen Nerio Malvezzi de Medici und dessen Jugendfreund Dr. Carlo Malagola, Direktor des Staatsarchives zu Bologna, wieder ans Tageslicht gezogen und von letzterem gemeinsam mit Ernest Friedlander als „Acta nationis germanicae Bononiensis“ im Jahre 1887 gesammelt herausgegeben“)

Auf diesem Wege blieben uns die von den Profuratoren geführten Jahresrechnungen erhalten, die einen wesentlichen Teil des Archives ausmachen. Da die Einnahmen der Deutschen Nation fast nur aus Beträgen bestanden, welche die ankommenden Scholaren für ihre Aufnahme in die Nation bezahlen mußten, sind aus diesen Rechnungsbüchern die ersten Namen deutscher Studenten herauszulesen, und zwar vom Jahre 1289 herwärts und in staunenswerter Vollständigkeit bis zur Aufhebung der alten Universitätsverfassung im Jahre 1798 nach dem Einmarsche der Franzosen.“)

Zweifellos gab es an der Universität Bologna bald nach deren Gründung als Hohe Schule der Rechtswissenschaften, demnach bereits im 12. Jahrhundert — dem Zeitalter der Reception des römischen Rechtes — schon deutsche Scholaren, aber keine Urkunde vor 1289 nennt sie. Wir kennen ihre Namen nicht. Sie sind eine unbekannte Menge Namenloser. Namenlose aber bedeuten in der Vorstellung des Menschenhirns zumeist nur allgemeine wesenlose Begriffe, sie nehmen keine leibhaften Formen an. Nicht nur „Aleider machen Leute“, auch Namen machen Leute; allerdings nicht jedes Aleid, nicht jeder Name.

Unser ältester Student kann als Beispiel und Zeuge hiefür dienen. Wir werden sehen, wie er trotz der Spärlichkeit der Quellen Gestalt annimmt und uns näher kommt durch seinen Namen. Er ist in die Rechnungsbücher — später Matrikel genannt — im Jahre 1290 eingetragen als dominus Bertholdus de Kunringen, demnach als Herr Berthold von K u e n r i n g.

Der Name Kuenring läßt aufhorchen; er ist kein beliebiger. Er allein verrät auf den ersten Blick schon etwas sehr Wesentliches, nämlich den Lebensbereich, dem der Namensträger entstammt, und seine Herkunft aus Osterreich.

Der Name Kuenring bedeutete in der Welt des deutschen Mittelalters einen Bereich bestimmter Gestung. Die Kuenringer waren in Oesterreich seit der Jahrtausendwende ein mächtiges Herrengeschlecht, das im Lande jeweils das Amt des Marschalls oder andere hohe Würden bekleidete, das kühn und streitbar war und zu Zeiten mächtiger als der Herzog selbst. In hundert festen Burgen hausten kuenringische Herren, Versippte und Lehensritter allenthalben im Waldviertel Niederösterreichs und in der Wachau.

Berthold, der Scholar, war also unser Landsmann. Gewiß ein Grund, sich um ihn zu kümmern und zu trachten, über ihn Näheres zu erfahren und zu erforschen.

Will man über die Kuenringer Bescheid wissen, so greift man gemeiniglich vor allem zu dem Geschichtswerk „Die Herren von Kuenring“ von G. E. Frieß (erschienen 1874 im Verlage des Vereines für Landeskunde in N.Ö.), das trotz vieler seit seinem Erscheinen erzielter neuer Forschungsergebnisse bis heute nicht umfassend überholt ist. Aber weder in der textlichen Darstellung, noch in den zahlreichen Urkundenauszügen findet sich ein Kuenringer, der den Namen Berthold geführt hätte. Wohl gibt es Hadmare, Heinriche, Leutholde, Dietmare, Wolfgange und andere, aber keinen Berthold. Auch Prof. Dr. Ruzsich hat dies festgestellt und in seinem Buche „Oesterreicher an italienische Universitäten“<sup>1)</sup> dem von ihm als ersten angeführten Namen Bertholdus de Kunringen die Bemerkung beigefügt: „Fehlt in den Nachweisen, welche Frieß über dies Geschlecht gibt, dürfte jedoch ein Sohn Heinrichs II. von Kuenring-Weitra, des 1281 zu Troppau verstorbenen Marschalls von Oesterreich gewesen sein.“ — Das ist aber zweifellos bloß eine flüchtige Vermutung mangels anderer Anhaltspunkte. Bei genauerer Überlegung nämlich kann man feststellen, daß die Nachkommenschaft Heinrichs II. (richtig V) ziemlich sicher feststeht; er hatte drei Kinder: Hadmar VII., Heinrich VI., Kunigunde, mehr nicht. Wäre Berthold ein Sohn des Marschalls gewesen, würde dies sicherlich angesichts des hohen Ranges seines Vaters in irgendeiner Weise urkundlich zum Vorschein gekommen sein, abgesehen davon, daß der familienfremde Name Berthold jedenfalls nur bei sehr hoher Kinderzahl einem der allerletzten Kinder verliehen worden wäre.

Weil es aber damals ein allgemein und fast ausnahmslos geübter Brauch war, den Namen des Vaters, Großvaters oder eines nahen sonstigen Verwandten im Wege der Taufe auf den Leibeserben zu übertragen, mußte sich die Suche darauf richten, im Bereiche des Hauses Kuenring einen Berthold aufzuspüren. Das ge-

lang. Allerdings auf einem kleinen Umwege, weil mir vorerst Sammelwerke von Urkunden nicht zugänglich waren. Der erste Berthold, dem ich begegnete, befand sich in einer Fußnote in Otto Stowassers Schrift „Das Tal Wachau und seine Herren von Kuenring“ (erschienen 1926 im Verlage des Vereines für Geschichte der Stadt Wien), wo zu den Erörterungen über die Wappen der Kuenringer auf Seite 16 bemerkt wird, daß sich im Stift Zwettl das Siegel des kuenringischen Ritters Berthold von Aggsbach erhalten habe, welches eine freischwebende Art über waldigen Bergen darstelle. Nun war ich auf der Spur. Selbstverständlich nahm ich nicht an, daß dieser Ritter mit dem Scholaren wesensgleich sei, aber es war nun entdeckt, in welcher Richtung und Landgegend weiterhin zu suchen war. Die Suche führte zu einem Aufschluß. Der Ritter Berthold von Aggstein (= Aggsbach) war Zeuge bei Vertragserrichtungen des Herrn Leuthold von Kuenring-Dürnstein in den Jahren 1283 und 1285<sup>5)</sup>, 1288<sup>6)</sup> und Vertragspartner im Jahre 1316.<sup>7)</sup>

Der Ritter Berthold von Aggstein könnte also, vergleicht man die Lebenszeiten, der Vater des Scholaren gewesen sein.

Für diese Möglichkeit spricht vorerst die Gleichheit des Taufnamens, der ansonsten zu dieser Zeit in der Ritterschaft Kuenrings und des Landes nicht anzutreffen ist, ferner der Umstand, daß jener Ritter Berthold zum erstenmale im Jahre 1283 in einer Urkunde aufscheint, also damals schon großjährig gewesen sein muß und daher der Vater des jungen Berthold gewesen sein kann. Daß dieser schon im Jahre 1290 nach Bologna entsendet wurde, steht hiezu in keinem Widerspruch, weil für die Aufnahme in die Hohe Schule weder die Ablegung einer Reifeprüfung noch die Erreichung bestimmter Reifejahre vorausgesetzt wurden. Es war Regel, daß Menschenkinder in den allerersten Jünglingsjahren, sogar zehnjährige Knaben, zum Studium nach Bologna kamen, wo sie jedenfalls, soweit dies nicht die heimatischen Klosterschulen besorgt hatten, anfangs den Gebrauch der lateinischen Sprache als der alleinigen Unterrichtssprache gründlich erlernen mußten, um das ausschließlich in lateinischer Sprache geschriebene und vorgetragene *jus canonicum* oder *jus civile* verstehen und studieren zu können.

Wenn der Name Berthold als Vatename dem Sohne in der Wiege beigelegt wurde, läge die Annahme nahe, daß er der erstgeborene Sohn gewesen sei. Dann aber müßte es wundernehmen, daß der Vater den sicherlich heißersehnten Erstgeborenen nicht als Stammhalter der Familie und als Nachfolger in seinen Rechten vorgesehen hätte, sondern ihn Kleriker werden ließ, wenn auch viel-

leicht nur zu dem Zwecke, ihn in Bologna studieren lassen zu können; denn das sei vorweg betont: alle Rechtshörer des damaligen Bologna waren Aleriker. Auch die ganz jungen Halbfinder oder Kinder, die sich immatrikulieren ließen, mußten als fratres einer kirchlichen Bruderschaft angehören. Jedoch auch hierfür gäbe es eine Erklärung: Es könnte auf Grund eines Gelübdes geschehen sein.

Herr „Berchtold von Agstein“ hat eine Urkunde, die am 28. März 1288 zu Dürnstein von Veuthold, dem Oberhaupte des Hauses Kuenring, errichtet und gesiegelt wurde, als Zeuge beglaubigt. Vor sieben anderen kuenringischen Rittern nimmt er in der Urkunde den ersten Platz ein. Das läßt den Schluß zu, daß er der angesehenste der Zeugen gewesen und Veuthold, dem Errichter der Urkunde, am nächsten gestanden ist. Daß dies aber auf verwandtschaftlichen Gründen beruhte, kann daraus nicht abgeleitet werden, umso weniger, als die Urkunde die Übergabe eines Hofes und zweier Weingärten in der Pfarre Spitz an das Kloster Melf betraf. Es handelte sich eben um eine Vergabung in der unmittelbaren Nachbarschaft des Aggsteiners, also mag er aus diesem Grunde der Vertragserrichtung beigezogen worden sein.

Die Burg Aggstein, hoch oben auf dem steilen Berge über dem Donautal, stromabwärts unweit des Stiftes Melf, gehörte mit der nahen Burg Wolfstein, tief im Seitentale des Aggsbaches, zu dem ältesten Eigenbesitz der Kuenringer, die als hochfreie Herren aus dem Westen in das Land gekommen waren. Das lag schon etwa 300 Jahre zurück. Seither hatten die Hauptstämme der Kuenringerfamilie nach Osten und Norden Neuland erworben, hatten infolge Absterbens alter Stämme und Wachsens neuer Zweige die Wohnsitze gewechselt und sich übrigens eifrig den jeweils zeitgemäßen Aufgaben des Reiches und Landes sowie der Verkämpfung von Standesfragen gewidmet; mit heutigen Worten: sie hatten Politik gemacht. Angesichts dieses Entwicklungsganges ist das zu Ende gehende 13. Jahrhundert als Spätzeit der Blüte des Geschlechtes zu bezeichnen. Es besteht kein Anhaltspunkt, daß zu dieser Zeit die Ritter von Aggstein noch blutsverwandt mit den Kuenringern waren, vielmehr besteht kein Zweifel, daß Aggstein damals schon längst an einen dienstbaren Ritter vergeben war. Dieser Überzeugung ist auch der genaue Kenner der kuenringischen Geschichte G. E. Frieß, der die Urkunden der Jahre 1283, 1285 und 1288 zwar in seinen Regesten anführt, weil sie den Kuenringer Veuthold betrafen, aber den Namen des Aggsteiners gar nicht erwähnt, was er sicher getan hätte, wenn er ihn ebenfalls als Kuenringer angesehen hätte. Ferner

läßt Friß die Urkunde des Jahres 1316 völlig außer Acht, offenbar weil er den Aggsteiner nicht als Kuenringer, sondern mit Recht als einen der Wachauer kuenringischen Lehensritter, wie die von Schwallenbach, Spitz und Weizenkirchen betrachtete.

Diese Auffassung wird noch durch folgenden Umstand erhärtet und bestätigt: In einer zu Melk am 11. November 1316 errichteten Urkunde, mit der „Berthold der Aggsteiner“ dem Stifte Melk zwei Hofstätten in Melk verkaufte, traten als Zeugen unter anderen „Herr Ulrich, sein Sohn“ und „Herr Hardmod, sein Bruder“ auf; 7) zwei Taufnamen, die in der Kuenringerfamilie nie und nirgends vorkommen. Bei dieser Beweislage spricht alles dafür, daß die Aggsteiner Ritter der damaligen Zeit blutsmäßig nicht mehr zur Kuenringerfamilie gehörten, wohl aber als deren Lehensleute ihnen verpflichtet, sowie wohl auch persönlich mit hohem Ansehen ihnen nahestanden und ergeben waren. —

Wer war nun der Ritter Berthold von Aggstein zu dem Scholaren Berthold, wenn er nicht sein Vater war und ihm doch seinen Taufnamen gegeben hat? — Die Frage stellen heißt fast sie beantworten: Wenn er nicht des jungen Berthold Vater war, so war er dessen Taufpate.

Diese Annahme ist nicht unfehlbar, jedoch stichhältig. Solange sie nicht widerlegt ist, ist es ratsam, bei ihr zu verharren.

Wenn der Name Berthold nicht vom Vater, sondern vom Taufpaten her auf das Kind überging, muß vermutet werden, daß dieses ein spätgeborenes eines kinderreichen Kuenringerzweiges war, das den älteren Brüdern, die dem Brauch gemäß bereits die Väter- und Großväternamen trugen, weichen mußte und, als sich später seine Eignung zum Studium zeigte, den hohen Bildungsgang zugeordnet erhielt, der ihm selbst eine glänzende Laufbahn, dem Hause Kuenring aber Ehre und Nutzen versprach. Einem der Hauptstämme (Kuenring-Dürnstein oder Kuenring-Weitra) gehörte Berthold nicht an, wohl aber einem der eng versippten Zweige, denen auch die Wolfgänge und Dietmare zuzuzählen sind, die gelegentlich in Urkunden auftauchen, deren genauen Verwandtschaftsgrad zu den Hauptstämmen man aber ebenso wenig wie bei Berthold zu ermitteln vermag. Eine denkbare Möglichkeit bestünde noch darin, daß der Scholar ein Sproß jenes Rittergeschlechtes war, das auf der Namensburg Kuenring nahe der Stadt Eggenburg hauste, in welchem Falle er — ob blutsverwandt oder bloß dienstbar — den Namen Kuenring nicht als seinen Familiennamen, sondern mit Recht

als den Ortsnamen seiner Herkunft geführt hätte. Aus der Entfernung zwischen Eggenburg und Aggstein ein Bedenken gegen die Taufpatenschaft des Aggsteiners in diesem Falle abzuleiten, wäre nicht am Platze. Der kuenringische Anhang war unter sich in ständiger guter Verbindung und bewältigte im Gefolge seiner führenden Männer oftmals und innerhalb kurzer Zeiträume Entfernungen zu Roß, die sogar für heutige Begriffe unglaublich weit sind. Reichstage zu Nürnberg, Frankfurt, Regensburg, Aachen, dazwischen Hofstage in Wien und Adelsversammlungen anderwärts, Fehden und Kriegszüge wechselten und lösten einander ab. Zweifellos war der Ritter von Aggstein in Krieg und Frieden ein bewährter und angesehener Gefolgsmann des Hauses Kuenring und offensichtlich mit dem Vater des Patenkindeß befreundet, daher seine Wahl zum Taufpaten. Er seinerseits kann den Taufnamen sehr wohl durch den im Jahre 1272 verstorbenen gewaltigsten Volks- und Kanzelredner des deutschen Mittelalters, Berthold von Regensburg, erhalten haben, der auf seinen Predigtfahrten durch Süddeutschland, Österreich, Böhmen und Ungarn gezogen war. Vielleicht aber auch hat zu dieser Namens- und Patenwahl der Umstand beigetragen, daß der Name Berthold besonders in westlichen Ländern damals im Volksmunde — wie Keineke für Fuchs und Isgrim für Wolf — der Name für den Storch war, also Kinderreichtum andeutete. Wie aus der schon erwähnten Urkunde vom 11. November 1316 zu entnehmen ist, hatte Berthold von Aggstein selber zahlreiche Geschwister. Es wäre nicht sehr abwegig zu mutmaßen, er sei unter ihnen eines der jüngsten gewesen (worauf der Name Berthold hindeuten könnte), habe sich später wohl zum trefflichsten unter seinen Brüdern empor entwickelt, sodaß an ihn die Burg Aggstein als Lehen vom Hause Kuenring vergeben wurde.

Auf jeden Fall steht Berthold, der Scholar von Bologna, zur Burg Aggstein in der Wachau in engster Beziehung, umsomehr, als die Bindung der Taufpatenschaft nach Auffassung jener Zeit als geistige Verwandtschaft (*affinitas spiritualis*) der engsten Blutsverwandtschaft gleichkam.

Der Aggsteiner Ritter Berthold hat sich niemals als Herr von Kuenring bezeichnet, hingegen tat dies der Scholar Berthold zu Bologna. Er hätte es kaum gewagt, sich dort als „dominus de Kuenringen“ in die Deutsche Nation der Universität aufnehmen zu lassen, wenn er nicht wirklich ein „Herr von Kuenring“ gewesen wäre. Überlegungen, daß und unter welchen Umständen dies dennoch

möglicherweise hätte der Fall sein können, würden zu weit abseits und überdies zu keinem brauchbaren Ergebnis führen. —

\* \* \*

Bologna rief, und alle, alle kamen, die aus dem Borne der Weisheit schöpfen wollten. Zu wissen, was nach den Gesetzen der Kirche als Gesetzes Recht galt oder zu lernen, wie sich die Lehrsätze des wiedererweckten wohlgefügteten römischen Rechtes auf das zerklüftete Rechtsleben der Heimat anwenden ließen, war das Ziel des Studiums. Nachdem das römische Recht von den sogenannten Glossatoren bis ins kleinste mit Randbemerkungen durchgearbeitet worden war, pflegte gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Bologna als herrschende Lehre die scholastische Begriffsableitung der sogenannten Postglossatoren das römische Recht durch gelehrte Erläuterungen und paßte es den Bedürfnissen des werktätigen Lebens an. In dieser Umformung und im Sinne germanischer und kirchlicher Rechtsgedanken gelangte das römische Recht nach Deutschland durch die Bologneser Studenten.<sup>\*)</sup> Die juristische Fakultät Bolognas überstrahlte an Ruhm die erst in den Anfängen steckende medizinische und artistische (philosophische) Fakultät und alle anderen Universitäten Italiens.

Bologna rief, und der Ruf drang in alle Länder und Reiche des christlichen Abendlandes, nach Hispanien, Frankreich, Ungarn, Polen und in die Länder deutscher Zunge. Bolognas Ruf hatte guten Klang. Nach Bologna kamen die Scholaren gezogen vom Rheine, von Schwaben, Franken, Friesland, Sachsen, Bayern und aus Osterreich.

Und eines Tages verließ ein junger Herrensohn die Mauern der Burg Aggstein. Er ritt ins Donautal hinab, um in das ferne Land Italien zu ziehen, wo die Weisheit auf ihn wartete. Man ließ den Jungen ganz bestimmt die weite Reise nicht alleine tun. Nicht nur von Wünschen und Hoffnungen begleitet, ließ man ihn reisen, sondern geleitet von Männern seiner Heimatburg, mit reichlichen Gewichtsmengen Silbers ausgestattet; und er wurde wohl auch in Bologna noch betreut von einem Vertrauten. Aus der erdrückenden Enge der Burgmauern in die verlockende Weite der Welt hinaus, mit drückenden Abschiedsgefühlen in die lockende Fremde, so mag er den schicksalschweren Wandel in seinem jungen Leben erlebt haben. — Das alte Lied, das ewig neue Lied und Leid aller jener, die als Jungen hochgemut an die Hohe Schule ziehen, um Männer zu werden.

In Bologna wurde er kraft seiner Herkunft und Muttersprache

Mitglied der „Deutschen Nation“. Er gehörte der Bruderschaft des Prokurators Rudolf von Tunschalingen der Augustensischen Diöcese an, der von seinem Vorgänger, Herrn Schenk von Seldenstein, dieses Amt und die rechnungsmäßig vorhandenen Varmittel der Nation ordnungsgemäß übernommen hatte. In seinem Rechnungsbuch steht im Jahre 1290 als erste Eintragung und als einziger Student aus Osterreich zu lesen: dominus Bertholdus de Kunringen, juratus, dedit XXX solidos<sup>3)</sup>, welche Summe den bei Buschin<sup>4)</sup> genannten 1 talentum et 10 Bononienses gleichkommt. Daß er dem Rektor den Eid geleistet hat, ist mit dem Worte „juratus“ eigens vermerkt. Sein Beitrag von 30 Solidos ist weit höher als der seiner Jahrgangskameraden mit Ausnahme des Rudolphi de Kussenach (offenbar ein Schweizer), der ebenfalls XXX Solidos Beitrag leistete. Ein Jahr darauf war der Zuwachs zur Deutschen Nation ein stärkerer, ein Arnoldus et Symon de Austria et socius ejus Ulrichus, sowie ein dominus Odacher de Stiria sind im Jahre 1291 eingetragen. Berthold hat also Kommilitonen aus der engeren Heimat bekommen, zugleich langten in Bologna Scholaren aus Osnabrück, Güneburg, Dinkelsbühl, Freising, Schellenberg, Lübeck, Westfalen ein. Berthold hatte also Gesellschaft genug.<sup>5) 6)</sup>

Diese Eintragung vom Jahre 1289 ist die einzige über Berthold, die in den Matrikeln von Bologna zu finden ist. Das darf nicht befremden, denn obwohl das Studium des Kirchenrechtes 6 Jahre, das des bürgerlichen Rechtes 7 bis 8 Jahre dauerte, sind die Namen der Studenten in den Rechnungsbüchern fast ausnahmslos nur einmal zu finden, nämlich bei der ersten Immatrikulation.

Weit mehr befremdet, daß der Name Bertholds überhaupt nur in Bologna zu finden ist. Man wüßte ohne die Matrikel von Bologna gar nicht, daß es einen Berthold von Kuenring gegeben hat, denn in keiner der zahlreichen Urkunden der Heimat steht sein Name. Vor Bologna war er zu jung, um handelnd aufzutreten. Aber nachher? — Nirgends findet man ihn. — Ist er nicht heimgekehrt?

Wielange Berthold studiert hat, wissen wir nicht. Die Universität Bologna verzeichnete nichts von einem akademischen Werdegang. Die einzige akademische Würde, die Bologna nach strengen Prüfungen damals verlieh, war die eines doctor juris; man konnte diesen Grad schon im Alter von 21 Jahren erreichen. Aber kein Wort ist zu finden über Berthold. — Hat er versagt?

Wenn Berthold seine und die Erwartungen derer, die ihn an die Hohe Schule schickten, auch ohne Erreichung des akademischen Grades erfüllt hatte, so mußte sich dies dadurch erweisen, daß er

hernach in Kirche, Reich, Land oder zu Hause sein in Bologna geschultes Rechtswissen angewendet hätte. Nicht zuletzt hätte ihm sein Name alle Tore geöffnet. Aber nichts von alledem. Berthold ist seit Bologna verschollen. Ist er jung gestorben? — So scheint es: Er ist jung gestorben.

Das Lebensbild, das wir von ihm gewinnen wollten, zeigt demnach keinen vollendeten Weg, denn Berthold hat unvollendet geendet. — In seinem Tode liegt die Vollendung. Diese Vollendung durch den Tod hat er als Student erreicht. Nicht Nachheriges nimmt ihm das Studentsein, das Student-gewesen-sein. Daher bleibt er ewig der Student von Bologna.

„Was schiert uns Heutige in all unseren bösen Plagen dieser vermoderte Scholar, der es zu nichts gebracht hat?“ so könnte jemand fragen. „Hätte er etwas geleistet zu seiner Zeit, wüßte man längst von ihm. So weiß man nur, daß er Student gewesen ist. Was ist schon dran an ihm? Wozu macht man wesen's von ihm?“

Darauf kann man antworten: „Gewiß, fast über alles in der Welt läßt sich zweifeln. Aber stünde die Frage nach Wert oder Unwert am Anfange, dann stünde sie von vornherein jeder Vergung von Wissensgütern im Wege. Jedenfalls steht fest, daß man keinem Wissenszuwachs voreilig einen Wert absprechen soll, vielleicht reichert sich etwas an; und ferner steht fest, daß über den ältesten Studenten Österreichs bisher noch nichts geschrieben worden ist, daher man gewiß ohne Gefährdung tageswichtiger Belange ein kurzes Augenmerk auf ihn richten kann; vielleicht sagt er irgendjemandem irgendetwas. Und schließlich steht ebenso fest, daß wir alten Studenten uns mit unserem ältesten landsmännischen Kommilitonen, den wir nun mit Namen kennen, in angemessener Weise befassen können; das gebietet uns schon der uns anerzogene Sinn für das Bezüehende.“

Man stelle sich ein gespenstisches Gelage aller derer vor, die jemals sich gerne studentischem Brauchtum hingegeben haben. Alte Studenten aller Zeiten bei einem gemeinsamen Trunk in der gemeinsamen Heimat, in der Wachau: Der Semesterreigen steigt! Berthold, der Kuenringer, mit seinen fast 1330 Semestern, wäre der älteste von allen, und beim Rundgesang, wenn an ihn die Reihe käme, würde er jenen wüsten cantus mit brüchiger Stimme krächzen, der zu seiner Zeit in Bologna im Schwange war: „Mihi est propositum, in taberna mori . . .“ — Das würde genug sagen! — War es etwa das? . . .

Immerhin ist er von jenem Schimmer der Zeitenferne verklärt,

wie er einem Bildwerke gotischen Stiles anhaftet. Aus jener Zeit — aus Bertholds Zeit — stammen fast nur Heiligenstatuen mit dem Berufe, zur Anbetung und Andacht anzuregen. Aber Berthold, der Scholar von Bologna, war kein Heiliger. Die Herren Scholaren von Bologna waren alle mitammen keine Heiligen, wenn sie auch Alexiker waren. Wir müssen daher ihr Menschliches an Schwächen und Fehlern erblicken. — Was war mit Berthold? Ist er dem Leichtsinn und Laster, ist er dem wilden Treiben der Vaganten verfallen, deren Lieder — als „*carmina burana*“ überliefert — ein Spiegel schrankenlosen Lebenswandels und überschäumender Vergeudung der Jugendkraft sind? — Ist Berthold verdorben?

Fragen auf Fragen häufen sich. Ist sein Schicksal so fragwürdig, daß er sich selbst verschweigt? Die Quellen Bolognas versiegen, die Quellen der Heimat versagen. Alles um den Scholaren steht im unsicheren Halblichte des Argwohns, der niemals weichen wird. —

Oder war er ein harmloser lustiger Bruder, der irgendwie schuldlos zugrunde ging? Wenn des Menschen Leben und Namen wirklich ein Sinnbild seines Menschentums sind, könnte man fast glauben, daß Berthold, da er sich nun entdeckt weiß, mit seinem Namen sich einen kleinen Unfug leistet, damit wir uns noch ein wenig den Kopf zerbrechen. Nach seinem von uns gemeinten frühen Tode spukt nämlich der Name Berthold auf einmal im Kuenringer Bereiche herum, zwar nicht in der Ritterschaft, aber bei den Mönchen des Klosters Zwettl, das eine Stiftung der Kuenringer aus dem Jahre 1138 ist; und so hält er uns ein wenig zum besten.

Die zweite Gattin Bertholds von Kuenring-Dürnstein, Frau Gräfin Agnes von Asberg, die aus dem Schwabenlande stammte, erklärte ihren letzten Willen am 6. Jänner 1302. Sie war noch jung, gewiß traf sie die letztwilligen Anordnungen, weil sie vor einer schweren Niederkunft stand. In diesem Testamente vermachte sie „dem Schueler Berthold“ neben vielen anderen Personen zwei Mark Silbers.<sup>9)</sup> Liest man das, so ist man unwillkürlich sofort geneigt, zu glauben, man habe den Scholaren vor sich. Man vermutet fürs erste, er sei eben im Jahre 1302, somit 12 Jahre nach Antritt seines Studiums in Bologna, noch immer Schüler gewesen und als solcher gemeint. Warum nicht? Das Studium dauerte lange, und möglich ist manches auf diesem Gebiete. Schon kräufelt man die Rippen, um zu lächeln ob der langen Dauer von Bertholds Studium und man glaubt, sich sein Teil denken zu können über diese Bummelei.

Aber der Schüler Berthold ist nicht der Scholar Berthold. Im

Testament der Gräfin Asberg sind viele Vermächtnisse ausgesetzt, mitten drin in der Menge der Vermächtnisnehmer steht der Schüler Berthold, vor ihm der Bruder Pitrolf von Zwettl, nach ihm zwei Frauen, die, wie aus dem Wortlaut der Anordnung zu schließen ist, dem Gefinde angehörten, hernach ein Bruder Werner, ein Bruder Engelbrecht und andere. Dieser Schüler Berthold kann unmöglich jener Herr Berthold von Kuenring sein, der in Bologna studiert hatte. Dieser Schüler ist ein Sängerknabe, ein Klosterschüler des Stiftes Zwettl, wahrscheinlich ein Schüler des vor ihm genannten Bruders Pitrolf, in dessen Schule er — wohl als einer der besten — der Gräfin durch seinen Gesang und seine Bravheit aufgefallen war. Der Scholar wäre nie als Schüler bezeichnet worden, wäre als ein Herr von Kuenring nie in die Vermächtnisnehmer geringen Standes nach zwei dienenden Weibern eingereiht worden. Die Zuwendung der geringen Summe beweist seine Geringheit. Die Zuwendung wäre sinnlos gewesen, da doch ohnehin die Macht und der Reichtum des Hauses Kuenring hinter ihm gestanden wäre.

Im „catalogus defunctorum Zwettlensis“<sup>10)</sup> des Stiftes Zwettl ist ein „Berchtoldus antiquus“ — Berthold der Alte — eingetragen mit dem Beisatz: scripsit librum in capitolu Cod. 72. Er lebte bis zum Jahre 1330. War etwa gar der Scholar ein bescheidener Mönch geworden, der im Kloster Bücher abschrieb? Möglich ist manches auf diesem Gebiete. Der Codex, den er geschrieben hat, enthält geistliche Betrachtungen und Gebete und erforderte kaum eigene geistige Arbeit, sondern bloß die Kunstfertigkeit und Ausdauer des Abschreibens. Der Schreiber und Abschreiber des Codex wurde „Berthold der Alte“ genant; es dürfte also im Kloster einen zweiten Berthold, einen jüngeren, gegeben haben; vielleicht eben ist jener „Schüler Berthold“, der brave Sängerknabe, dem die Gräfin zwei Mark vermacht hatte, inzwischen in den Zisterzienserorden zu Zwettl aufgenommen worden. Aber die Beifügung „der Alte“ ist häufig auch nur als schmückendes Beiwort in Urkunden zu finden. Daß Herr Berthold von Kuenring der Bücherabschreiber gewesen sei, ist nicht anzunehmen. Der Abstieg vom Studium an der Hohen Schule zu diesem bescheidenen Tun ist mehr als unwahrscheinlich, ebenso sein bedeutungsloses Verlöschen im bedeutenden Hauskloster seines bedeutenden Geschlechtes. Wenn der Scholar sich von der Welt ins Kloster zurückgezogen hätte, wäre solch ein Schritt eines Kuenringers besonders für das Kloster Zwettl derart bedeutsam gewesen, daß davon irgendwie Aufhebens gemacht und nicht versäumt worden wäre, ihn den Zeitgenossen sowie der Nachwelt bekannt werden

zu lassen. Die Annalen des Stiftes sind sehr genau geführt, der Eintritt bedeutender Namensträger jeweils getreulich verbucht; auch hätte der Kuenringer zweifellos innerhalb des Klosters Amt und Rang verliehen bekommen. Nicht das geringste verlautet hierüber in den Überlieferungen. übrighens verzeichnet Zwettl einen frater Bertholdus schon im Jahre 1255, als Margaretha von Zöbing dem Kloster eine Hofstatt bei Hadersdorf schenkte. Hierbei war ein frater Bertholdus Zeuge des Rechtsgeschäftes. Der Name scheint als Mönchsname, wie der Name Pitrolf, durch einige Zeit gebräuchlich gewesen zu sein in Zwettl.

\* \* \*

Es flirren um den alten Scholaren Berthold an Italiens ältester Universität einige leise Lichterchen, die seine Gestalt, gewöhnt man sich an das Dunkel der Umgebung, erkennen lassen; einige von ihnen sind Irrlichter, die aus den unsicheren Gebieten jenseits irdischen Erfassens kamen und uns Suchende irrezuleiten suchen.

Wie im Westchor des Raumburger Domes die Stifterfiguren, so stehen die Standbilder der stolzen Kuenringer Herren u. mancher prächtigen Frau vor unseren Augen, aus der Zeit der Jahrtausendwende heraus bis an das Ende der Gotik. Sie stehen auf ihren erhöhten Standorten vor uns in der Anmut ihres Zeitgeschmackes und vom Lichte unseres Wissens um sie umflossen. Abseits hinter ihnen aber, im Halbdunkel des Gewändes sich verlierend, dem forschenden Blicke fast ganz entzogen und nur geahnt, steht in einer dämmerigen Nische, in die niemals Licht fällt, Berthold im wallenden Scholarengewande, der seine Vollendung als Student im frühen Tode fand.

#### \*      Q u e l l e n n a c h w e i s :      \*

- 1) Heinrich Denifle: Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400. Berlin, Widmannsche Buchhandlung 1885, S. 41 ff.; Georg Kaufmann: Geschichte der deutschen Universitäten, 1. Bd., Stuttgart, Verlag Gotta 1888, S. 74 ff.; Arnold Luschin-Ebengreuth: Quellen zur Geschichte deutscher Rechtshörer in Italien. Wien, Carl Gerold 1887. 2) Luschin, wie oben, S. 27 ff. 3) Ernestus Friedländer et Carolus Malagola: Acta nationis germanicae universitatis bononiensis, Berlin 1887 im Auftrage des deutschen Savigny-Institutes. Gustav Knod: Deutsche Studenten in Bologna (1289—1562) Biographischer Index zu den Acta nationis germanicae, wie oben, Deckers Verlag 1889. 4) Arnold Luschin-Ebengreuth: Oesterreicher an italienischen Universitäten zur Zeit der Reception des röm. Rechtes. Wien, Selbstverlag 1882, S. 46. 5) Fontes rerum austriacarum, Bd. III, Seite 218 und 418. 6) A. Plessner: Zur Kirchengeschichte des Waldviertels, Geschichtsbeilagen zum St. Pöltner Diözesanblatt XIII. 1951, S. 250. 7) Ign. Keiblinger: Die Burg Aggstein in Oesterreich (Sonderabdruck aus den Berichten und Mitteilung des Altertumsvereines 1862, S. 79, Blg. 1. 8) Georg Kaufmann wie zu 1), Seite 74 ff. 9) G. E. Friß: Geschichte der Kuenringer. Wien, Verlag d. Vereine für Landeskunde 1874, Register Seite LXXI, Nr. 530. 10) Monumenta Germaniae, Tom. 5, pag. 572.

# Die Heiligenstatuen in der Kapelle von Hohenstein

Von Heinrich Hengstberger

Wenn wir die kleine, schlichte Dorfkapelle von Hohenstein im Kremstale betreten, blicken uns zu beiden Seiten des Altares zwei überlebensgroße barocke Holzfiguren mit ihren großen, ernsten Augen an. Sie stellen die Apostel Petrus und Paulus dar. Ihre Gewänder zeigen reichen Faltenwurf. Den Kunstwerken mit ihren noch immer leuchtenden Farben sieht man das hohe Alter nicht an. Der Meister, der sie geschaffen hat, ist unbekannt. Noch vor eineinhalb Jahrzehnten konnte man die beiden Apostel mit den Zeichen ihrer Würde ausgestattet sehen: Petrus hielt den Bischofstab, Paulus hatte Bibel und Schwert in den Händen. Das Schwert ist jedoch auf der Wanderung der Apostel, von der wir gleich hören werden, in Verlust geraten.

Ursprünglich befanden sich nämlich diese Holzstandbilder in der Schloßkapelle von Felling. Da die Kapelle schon ziemlich baufällig geworden war, wurden die Bildwerke im Jahre 1942, nachdem sie unter Denkmalschutz gestellt worden waren, in das Stadtmuseum nach Krems weggeschafft, wo sie auch vor Kriegsschäden geschützt waren. Vor drei Jahren sind sie an die Kirche von Ober-Meißling abgegeben worden; Herr Pfarrer Österreicher stellte sie aber der Hohensteiner Kapelle zur Verfügung, sodaß sie sich nun wieder in ihrer Heimatgemeinde — wenn auch nicht an ihrem alten Standorte — befinden. Diese hölzernen Statuen stammen aus dem Hause Felling Nr. 3 und sind wahrscheinlich nach dem Tode des Besitzers Leopold Hengstberger (1863) der Pötgemeinde Felling zur herrschaftlichen Kapelle gewidmet worden. Die Eheleute hatten sie vermutlich für ein Feldkreuzstöckel bestimmt gehabt, das sie als Dank dafür errichten wollten, daß ihr Sohn Franz, der 4 Jahre beim 14. Linien-Infanterieregiment Großherzog von Hessen in Wolfsberg gedient hatte, wieder gesund und wohlbehalten in die Heimat zurückgekommen war. Seine fünf Geschwister hatten die für die damalige Zeit beträchtliche Summe von 1200 Gulden zusammengesteuert, um ihn vom Militär loszukaufen.

Um diese Heiligenstandbilder rankt sich folgende bitter-süße Liebesgeschichte, die nun der Vergessenheit entrissen werden soll.

Noch in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war es üblich, daß aus dem oberen Waldviertel zur Erntezeit Scharen

von Schnittern in die tiefer gelegenen Orte, wo das Getreide früher reif wurde als im Heimorte, in Arbeit gingen. Da kamen „Buabn und Menscha“ — auch aus großen Bauernhöfen — zu gemeinsamer Erntearbeit zusammen, und es soll hiebei oft recht lustig zugegangen sein. War man in dem einen Hause mit dem „Schneiden“ fertig, so ging die ganze Gruppe oder auch einzelne Schnitter weiter in das nächste Haus. Die Schnittzeit dauerte in jener Zeit viel länger als heutzutage, weil damals das Getreide in mühevoller Arbeit noch mit der Sichel geschnitten wurde. Zur Feier der Beendigung des Schnittes wurde fallweise in jedem Hause am Abend ein Schnittertanz veranstaltet, zu dem die jungen Leute des Dorfes zusammenkamen. Hiebei wurden manche Herzensfreundschaften geschlossen, die gar oft zum Bunde fürs Leben führten.

Es war in einem Sommer zu Anfang der Sechzigerjahre. Da war nach Felling auch eine Schnittergruppe aus Gschwendt (bei Kottes) gekommen, die sich auf verschiedene Häuser des Dorfes verteilte. Die etwa 20jährige Anna Kaufl begab sich zu Hengstberger (Haus Nr. 3), denn sie hatte auf den jungen, noch ledigen Bauernsohn ein Auge geworfen. Am Abend des Tages nun, als eben bei Simlinger (Nr. 24) der Schnitt beendet war, gingen daher die Schnitter sowie die Burschen und Mädels des Dorfes dorthin zum Tanze. Nur Franz Hengstberger zögerte teilzunehmen, wiewohl ihn die Kaufl mit der Drohung zu überreden suchte, selbst auch nicht hingehen zu wollen, wenn er nicht mithalte. Franz machte sich nach einer Weile, während welcher er aus der Stube geschlichen war, schließlich doch auf zum Tanze, und die Kaufl ging auch mit.

Die Unterhaltung währte bis nach Mitternacht. Als sich Anna Kaufl dann in ihre Schlafkammer bei Hengstberger begab, sah sie neben ihrer Bettstatt zu ihrem nicht geringen Schrecken im fahlen Mondlicht eine unheimliche Gestalt stehen, die sie vorwurfsvoll anstarrte. Als sie nähertrat, bemerkte sie, daß es eine von den überlebensgroßen Holzfiguren war, die sie schon tags zuvor im Hause gesehen hatte. Der junge Besitzerssohn war es gewesen, der ihr, ehe sie beide zum Tanze gingen, die Heiligenstatue hingestellt hatte — ob aus lauter Uebermut oder um ihr einen deutlich abweisenden Wink zu geben, darüber wußte die mündliche Ueberlieferung nichts zu berichten. Das Dirndl hatte sich wohl jemand anderen erwartet als einen „Heiligen.“ Sie schnürte auf der Stelle ihr Bündel und ging noch in der Nacht den dreistündigen Weg über Berg und Tal heim nach Gschwendt.

Jahre vergingen. Die so verschmähte Anna Kaufl heiratete Jo-

hann Holzer in Reichau, wo sie 1908 als Witwe ihre Erdentage be-  
schloß. Ihr Herzensbrecher Franz Hengstberger hatte bereits sechs  
Jahre vor ihr eine ihrer Schulkameradinnen als Gattin heimge-  
führt, meine Großmutter, die mir dieses Jugenderlebnis meines  
Großvaters fünfzig Jahre später erzählt hatte. Sie alle, die schon  
längst unterm grünen Rasen ruhen, werden es mir sicherlich nicht  
übelnehmen, daß ich diese kleine Begebenheit weitererzählt habe,  
scheinbar aber nicht jener „Heilige“, weil mich beide gar so streng  
und zürnend anblicken, wenn ich sie in der Hohensteiner Kapelle  
besuche.

## Mühlbach und seine Hammerschmiede

Von Karl Höfer, Krems

Mühlbach ist ein kleiner Schulort östlich der Eisenbahnstation  
Steinbach-Groß Pertholz; der Ort wird schon 1355 erwähnt.

Der Mühlbach, von dem der Ort den Namen hat, entspringt  
bei Weifertschlag, fließt in einem mäßig breiten Wiesentale im all-  
gemeinen nordwestlich durch den Ort, hernach ein Stück westlich und  
biegt nun wieder nach Nordwesten, um bei Oberleinsitz in die Pein-  
sitz zu münden.

Die Straße, von Seifritz von Süden kommend, steigt ziemlich  
steil an, überquert ein Rückfallkuppe, auf deren höchsten Punkte das  
Schulhaus steht, und fällt dann rasch zur ebenen Talsohle, die der  
Ort einnimmt.

Bis 1841 bestand hier eine Notsschule; dann wurde der Ort nach  
Groß Pertholz eingeschult, bis 1914 im Orte eine einklassige Schule  
erbaut wurde, welche auch die Kinder aus Seifritz besuchen.

In kirchlichen Belangen ist Mühlbach seit 1783 nach Groß Per-  
tholz zuständig; einst gehörte es zur Pfarre Groß Schönau und spä-  
ter zur Pfarre St. Wolfgang. Um 1630 war der Ort ganz lutherisch.

Um 1752 wurde in der Ortsmitte eine Betkapelle erbaut, die  
einen kleinen Hinterglasmalerei-Kreuzweg enthält. 1787 erhielt die  
Kapelle eine von Johann Georg Sailer in Weitra gegossene Gebet-  
glocke.

Im Orte befindet sich weder ein Kaufladen, noch — mit Aus-  
nahme des Hammerschmiedes — ein ausübender Handwerker.

Um die Jahrhundertwende bestanden hier zwei Wirtshäuser

(Nr. 18 und Nr. 24), welche von den Fuhrleuten aus Südböhmen, die zu den Märkten nach Gerungs zogen und Fertigwaren aus der Hammerschmiede abholten, regen Zuspruch hatten. Das letzte Wirtshaus wurde 1927 aufgelassen.

Im Orte bestand einst eine Mahlmühle, die bereits 1426 genannt wird und die schon 1544 der Herrschaft Weitra zehntete, die sog. Ehefer-(Köfer-)mühl. Diese soll an Stelle des heutigen Hauses Nr. 10 gestanden sein; das Bett des ehemaligen Wehrbaches ist noch undeutlich zu verfolgen.

Das interessanteste Gebäude des Ortes ist die uralte Hammerschmiede. Am Südwestende des Ortes steigt der eine Hang steil empor, licht, mit Föhren bestanden und mit Felsbrocken besät, und drängt Bach und Straße nach Westen. Aber auch hier kann das Wasser nicht ruhig seinen Lauf verfolgen: Felsblöcke zwingen es zu vielerlei kleinen Stromschnellen und Strudeln, in denen es zu Tale eilt. Vorher aber mußte der Bach einen Teil seines Wassers an einen Mühlgraben abgeben, der es in einem kleinen Stauteich sammelte, um bei Bedarf Wasserräder zu treiben. Auch rückte der linke bewaldete Hang heran, eine Art Engpaß bildend.

Unterhalb des Stauteiches steht die heutige Hammerschmiede (Nr. 1). Das Gebäude war wohl ursprünglich eine Mahlmühle. Wann sie errichtet wurde und ob gleichzeitig mit ihr auch schon die Hammerschmiede bestand, ist nicht zu ermitteln.

Der am 7. 6. 1696 geborene Martin Decker (Döcker) war wie sein Vater Georg bereits Hammerschmied in Mühlbach; die Besitzer fortlaufend anzuführen, war mir nicht möglich.

Der Vater des jetzigen Hammerschmiedes Karl Huber (geboren 1891), Josef Huber († 1928), wurde 1861 als der Sohn des Hammerschmiedes Josef Huber in Jagenbach geboren.

Karl Huber besitzt noch das Arbeitsbuch seines Vaters, 'ausgestellt von der Gemeindevorsteherung Jagenbach am 25. 5. 1881, ferner ein Protokoll vom 14. 7. 1835 der Herrschaft Weitra, betreffend die Beschwerde des Martin Huber wegen der Ableitung des Wassers des Mühlbaches (Wurmbach und Rausbach) in die Wiesen, sodaß Mühle und Hammerschmiede kein Wasser hatten (bei Tage die Schmiede, bei Nacht die Mühle); für die Wiesen sollte Wasser nur von Samstag abends bis Sonntag abends abgegeben werden.

Ob und in welchem Verwandtschaftsverhältnis Martin Huber zum heutigen Besitzer stand, ist nicht bekannt. Die Dokumente sind ja anlässlich der oftmaligen Brände mit zugrunde gegangen.

Mühle und Hammerschmiede haben wohl viele widrige Schicksale, Feindbesuche, Raubüberfälle, Brände usw. mitgemacht, sodaß heute vom ursprünglichen Bestande kaum mehr ein Stein auf dem andern liegt. Die steinerne Umrahmung der Führung des großen Schwanzhammers trägt die Jahreszahl 1849, auf dem Gesimse der Umrahmung sind drei französische Kanonenkugeln aus dem Jahre 1809 befestigt.

Nach dem letzten Brande im Jahre 1943 wurde die Mühle aufgelassen, sodaß heute nur mehr die Hammerschmiede in Betrieb ist. Als Betriebskraft für sie dienen drei überschlächtige Zellen-Wasserräder, die das Gebläse (Zylinder mit Büffelochsenhaut) der Esse, einen Schleifstein und den schweren Schwanzhammer betreiben.

Hier wurden früher Pflugscharen und Stecheisen für landesübliche Pflüge, Hacken, Hämmer und Schlägel, Krampen, Schaufeln, Erdäpfelhauen, Wagenreifen und Schlittenschienen hergestellt; diese Fertigwaren gingen nach Bedeckung des Bedarfes der Umgebung bis nach Böhmen und Ungarn. Das hiezu nötige Eisen bezog man bis um 1800 aus Steyr oder es wurde in der Umgebung als Altmaterial zusammengekauft.

Heute werden hier diese Werkzeuge nur mehr instandgesetzt und Wagenschmiedarbeiten und Fußbeschlag gemacht. Die Arbeiten des Hammerschmiedes erfordern eine große Handfertigkeit und Geschicklichkeit.

1853 bestand in Weitra noch eine Zunft der Hammer- und Kupferschmiede; zu ihr gehörten die Eisenhämmer in Brühl, Engelstein, Harmannschlag (Fischbach, zugleich Gießerei 1800 bis 1882), Groß Höbarthen, Mühlbach, Schützenberg (bis nach 1880 in Betrieb), Thaurer und Weitra. Von allen diesen Hammerschmieden ist nur mehr jene in Mühlbach in Betrieb, wie lange noch, und dieses altertümliche Gewerbe ist auch im oberen Waldviertel ausgestorben.

---

**Benützte Quellen:** Topographie von Niederösterreich, Band 5 von 1909, Rupert Hauer: Heimatkunde des Bezirkes Gmünd von 1951.

Schließlich möchte ich noch dem Herrn Schulleiter Fritz Grassinger für seine wertvollen Aufschlüsse danken.

---

# Historische Streifzüge über Groß-Motten und die Pfarre Raftbach

Von Josef Zelinet, Volksschullehrer in Groß-Motten

Groß-Motten wird um 1230 in den landesfürstlichen Urbaren erstmals genannt. Es bildete mit Pallweis eine Randsiedlung im Gföhler-Waide, zugehörig zum Schlosse Rehberg, wodurch das kulturelle Vordringen von der Donau herauf zum Ausdruck kommt.

Um 1230 wird das von Rehberg entlegene Dorf mit Pallweis durch den Landesfürsten an Otto von Ottenstein und die Söhne seines Vatersbruders von Richtenegg für 130 Talente vergeben. Beurkundet ist die Belehnung in den landesfürstlichen Grundbüchern Nieder- und Oberösterreichs aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Darin heißt die älteste Schreibweise „ze Moeten“ (Dorf zum Otto, zum Otten — Motten).

Am 11. November 1352 verkauft Albert von Richtenegg eine Hofstätte zu dem Otten der Priorin Agnes von Grafenwörth zu Zumbach um 8 Pfund und 60 d Leittkauf<sup>1)</sup>.

Im Jahre 1565 ging das Dorf in den Besitz der Herren von Reudeck auf Raftenberg und Nd.-Grünbach über. In den Raftenberger Urbaren wird Groß-Motten immer beim Gutsbestande Nd.-Grünbach angeführt. Nur einige Häuser waren nach Raftbach dienstbar.

Im Jahre 1619 und im Schwedenkriege hat das Dorf argen Schaden gelitten. Der herrschaftliche Meierhof (jetzt Steinhart) und die umliegenden Höfe wurden niedergebrannt. Der Chronist des Stiftes Zwettl, Pink, erzählt (Annales Zwettl II, Seite 576) vom Jahre 1619 und der Verwüstung des Schlosses Raftbach durch die Kriegsvölker: „In Motten fand ein Soldat zwischen den Leichen der halb verbrannten Eltern ein weinendes Kind Er nahm es mit und übergab es im nächsten Dorfe einem Bauern zur Pflege<sup>2)</sup>).

Der im 30jährigen Kriege zerstörte Meierhof wurde von der Herrschaft Raftenberg wieder aufgerichtet, wie Rechnungen im Archive Raftenberg erweisen.

Zwischen Groß-Motten und Pallweis lag das Dorf „Rieweis.“ Im Raftenberger Dienstbuche von 1536 sind noch Kornlieferungen von den Orten Motten, Rieweis und Pallweis eingetragen. Nach

<sup>1)</sup> Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesanblatt IX. 142.

<sup>2)</sup> Annales Zwettl. II. 576.

1630 liest man aber nichts mehr von Kieweis. Es wurde im Jahre 1619 zerstört und blieb öde, aber die Feldbezeichnung „Kieweis-Feld“ blieb bis heute erhalten. Manchmal stoßen Bauern bei Feldarbeiten auf dem „Kieweis-Feld“ auf Ueberreste aus dieser Zeit.

Im Urbar Nd.-Grünbach von 1702 (Schloßarchiv Rastenberg) ist eine Ansicht vom Dorfe Groß Motten (Bedute) auf Pergament gezeichnet und von jedem Hause vermerkt, wie viel Acker, Wiesengrund, Garten, Wald dabei ist, was jedes Haus an Robot zu leisten hat und wie hoch ein Haus bei Uebergaben eingeschätzt ist. Im Dorfe bestanden 3 Höfe und ein herrschaftlicher Meierhof mit einem Schankrechte (jetzt Steinhart).

Nach den Herren von Neudeck war Hans Unterholzer von Kranichberg Herr von Rastenberg und Grundherr von Groß-Motten. Sein Erbe traten Klara und Eva Unterholzer an.

Im Jahre 1657 erwirbt Hans Franz Freiherr von Lamberg auf Ottenstein die Güter Rastenberg und Nd.-Grünbach mit Motten. Er wurde damit vom Landesfürsten belehnt. Motten blieb also weiterhin landesfürstliches Lehen.

Johann Christoph Freiherr von Bartenstein, Kanzler der Kaiserin Maria Theresia, erwirbt 1754 von den Freiherrn von Lamberg die Güter Rastenberg und Nd.-Grünbach. Am 14. Jänner 1820 wird Johann Baptist von Bartenstein vom Kaiser mit dem Lehen Groß-Motten belehnt (Original-Pergament-Lehensbrief mit Siegel im Schloßarchiv Rastenberg).

Mit dem Landgerichte (Recht über Leben und Tod) gehörte Motten nach Zaidhof-Gföhl. Unterhalb des Dorfes an der Landstraße rechts stand ein Landgerichtstein, bei dem die Malefiz-Personen an das Landgericht Gföhl ausgeliefert wurden. Die Dorfgerichtsbarkeit führte ein von der Gemeinde gewählter und von der Herrschaft Rastenberg bestätigter Ortsrichter, der Streithändel schlichten konnte.

1766 bis 1782 wurde die alte Salzstraße von Krems nach Zwettl über Groß-Motten erweitert und als Landstraße mit Pappeln bepflanzt. Groß-Motten wies zu dieser Zeit reichen Durchgangsverkehr auf. Täglich fuhr die Postkutsche durch.

1878 brannten die Häuser Nr. 24 bis 31 in Motten ab. Da gründeten zwei weitblickende Männer namens Steinhart und Gießrigl die Ortsfeuerwehr. Gföhl, Rastensfeld und Motten sind die drei ältesten Feuerwehren im Bezirke.

## 70jähriger Bestand der einflässigen Volksschule in Motten

Im Jahre 1883 verkaufte der Gastwirt Johann Steinhart das Haus Nr. 31 (Gasthaus und Greislerei) der Gemeinde zur Errichtung einer Dorfschule. Die Kaufsumme betrug einschließlich Mecker, Wiesen und Gartenland viertausend Gulden. Im Herbst 1883 wurden die Adaptierungsarbeiten begonnen. Aus dem ehemaligen Gasthaus wurde für den Lehrer die Wohnung gemacht. Das Schulzimmer wurde an Stelle eines Stalles neu aufgebaut. Im Sommer 1884 war der Umbau beendet. Die Schule wurde am 1. August 1884 eröffnet. 39 Schüler zogen unter Führung des Oberlehrers J. Dbezowsky in das neu erbaute Klassenzimmer ein.

Der erste Schulleiter J. Dbezowsky war ein sehr tüchtiger Pädagoge. Er wirkte an der Schule von 1884 bis 1886. Ihm folgten:

Mlois Traxler (1886/87)  
Hubert Scholda (1887/1892)  
Konrad Domandl (1892/1897)

Als sehr tüchtig galt wieder Schulleiter Karl Knoll, der ja auch später in Rastensfeld sein Können zeigte und tüchtige Schüler heranzubildete. Es folgten nun:

J. Rußbacher (1904—1905)  
Rudolf Rasper (1905—1919)

Letzterer führte während des ersten Weltkrieges die Kartenstelle und versah den Regenschorridienst in Rastbach. Dessen Nachfolger waren:

Wilhelm Strunz (1919—1924)  
Franz Grien (1924—1931)

Jetzt folgte ein allseits angesehener Pädagoge namens Anton Haber (1931—1935). Unter ihm wurden ordnungsgemäße Abortanlagen geschaffen, deren Kosten 4000 Schilling betragen.

Ihm folgten:

Markus Summer (1935—1936)  
Adolf Wild (1936—1942)

Schulleiter Adolf Wild ist aus dem 2. Weltkriege nicht zurückgekehrt. Er gilt als vermißt.

Vom 1. 4. 1942 bis 1944 war die Schule gesperrt. Während dieser Zeit war ein Kindergarten im Klassenzimmer untergebracht.

Am 1. 11. 1944 wurde die Schule wieder eröffnet. Als Lehrer wirkte ein Flüchtling aus Rumänien namens Anton Spinner.

1945 übernahm Herr Schuldirektor Leopold Dröschner die Leitung der Schule. Von Groß-Motten zog er einstens aus, um Lehrer zu werden, und als betagter Mann kehrte er in die Heimat zurück, um vor der Pensionierung nochmals an der Schule zu wirken, an der er selbst Schüler gewesen war. Schuldirektor Dröschner arbeitete in der Gemeindestube mit, war selbst Gemeinderat und Vizebürgermeister und erwarb sich Verdienste bei der Elektrifizierung des Ortes.

Zwischendurch wirkte Herr Lehrer Albert Schwarz von 1946 bis 1947.

---

### Von der Pfarre Raabach

In Motten steht in unmittelbarer Nähe der Schule eine Kapelle, in der seit 1926 bei besonderen Anlässen Messen gelesen werden. Die Seelsorge obliegt dem jeweiligen Pfarrherrn von Raabach.

Motten gehörte immer zur Pfarre Raabach. Die Pfarre ist sehr alt. Bei der Pfarrerrichtung in Friedersbach (1159) erscheint unter den geistlichen Zeugen neben den Pfarrherrn von Weiten, Zwettl, Lois, Strögen, Polla (Polan), Meisling auch der Pfarrer „Rudpert von Raabach.“

Die Pfarrkirche in Raabach weist aus der Zeit um 1150 eine halbrunde Apsis im Erdgeschoße des Turmes auf. Die im Erdgeschoße des Turmes liegende Kapelle entstand aus der Burgkapelle. Um 1400 wurde der gotische Priesterchor erbaut, wo heute der Hochaltar steht. Nach dem 30jährigen Kriege wurde im Zuge der Gegenreformation (ca. 1652—1660) das Kirchenschiff zum Priesterchor dazugenommen. Doch könnte dieses Schiff auch schon seit 1420 dazugekommen sein. Der Sage nach soll es aus einem Rittersaale entstanden sein. Dann wäre um 1660 die flache Holzdecke als eine Erneuerung nach dem 30jährigen Kriegs-Ruin zu erklären. Der Turm der Pfarrkirche ist in der Anlage romanisch. Er wurde um 1400 erhöht und erhielt 1660 den Aufsatz. Der Turm zeigt Schießscharten.

Im Turme hängt eine Glocke die in Stremis gegossen wurde.

1580 nahm der lutherische Schloßherr von Raabach den protestantischen Prediger Johann Perle aus München im Schlosse auf und förderte dessen Tätigkeit. Da nahm sich 1616 der Pfarrer Johann Carpentarius aus Meisling der verwaisten Pfarre an. Von

1628 ab erscheinen Taufen aus Motten, Grottendorf, Pallweis und Rastbach in Meisling in der Taufmatrik eingetragen. Pfarrer Carpentarius setzte überall bei den verwasteten Pfarren einen Schulmeister hin, auch nach Rastbach.

Im 30jährigen Kriege brannten Schloß, Meierhof und Pfarrhof in Rastbach ab. Während Schloß und Meierhof wieder aufgebaut wurden, blieb der Pfarrhof öde. Später wurde in Moritzreith ein ödes Bauernhaus als Pfarrhof ausgebaut (Haus Nr. 1). Seit dieser Zeit befindet sich der Pfarrhof in Moritzreith.

1645 wurden die Pfarren Rastbach und Pichtenau vorübergehend vereinigt. Seit dieser Zeit scheinen auf Taufen in Taufmatriken der Pfarre Rastbach auf. 1652 war Jeremias Goger Pfarrherr.

Da der Pfarrhof in Moritzreith war, erbaute man in dem eben genannten Dorfe eine Pfarrkapelle. Diese wurde ca. 1751/52 fertiggestellt. 1752 erstand die Pfarre vom Kremser Schmidt ein Ölgemälde für den Altar der Pfarrkapelle, betitelt „Die heilige Freundschaft.“ Es stellt den Besuch der heiligen Familie bei Oberpriester Zacharias und dessen Gattin Elisabeth dar. Der heilige Jesusknabe und der kleine Johannes der Täufer freunden sich an. Im Hintergrunde ist der Ahnherr der heiligen Familie, König David, zu erblicken. Ueber den Häuptern der hl. Familie thront Gott Vater, in der Linken eine Weltkugel und in der Rechten ein Zepter haltend. Darüber schwebt der hl. Geist in Form einer weißen Taube. Ein prunkvoller Rahmen ziert das Gemälde.

Anlässlich der Schmidt-Ausstellung in Krems und des 200jährigen Bestandes der Pfarrkapelle in Moritzreith wurde auf Ersuchen des Pfarrherrn Leopold Schmidt das Gemälde einschließlich Rahmen im Bundesdenkmalamt restauriert.

In früherer Zeit bestanden zwei Friedhöfe, einer in Rastbach und der jetzt noch bestehende in Moritzreith. Der Friedhof in Rastbach wurde aufgelassen. Mächtige Lindenbäume beschatten den Gottesacker in Moritzreith. Sie könnten so manches von Freud und Leid berichten. Erwähnenswert ist das schmiedeeiserne Eingangstor, das von dem verstorbenen Schlossermeister Heinrich Schmidt geschaffen wurde.

Im Jahre 1950 wurde auf Ersuchen des Pfarrherrn Leopold Schmidt mit der Erweiterung der Pfarrkapelle begonnen. Viele Leute leisteten unentgeltlich Arbeit. Alles wetteiferte beim Bau des Gotteshauses mit frommen Werken. Viele finanzielle Opfer muß-

ten gebracht werden. Nun steht aber in Moritzreith ein schmuckes Kirchlein und jeder kann sehen, daß Arbeit und Geldleistungen nicht umsonst waren. Auch die Bewohner Groß-Mottens steuerten viel zur Erweiterung der Pfarrkapelle bei.

Nach der Erweiterung verfügt die Pfarrkapelle jetzt über ein geräumiges Musikchor. Vier große Fenster erhellen das Gotteshaus. Zwei Fenster wurden von den Eltern des jetzigen Pfarrherrn gestiftet. Die Glasgemälde stellen Mutter Anna mit der kleinen Maria und den heiligen Leopold dar.

---

**Als Quellen wurden benutzt:**

1. Heimatkundliche Arbeiten des Propstes Stefan Biedermann, der früher Pfarrer von Niedengrünbach und Rastendorf war.
2. Schulchronik, angelegt 1884.
3. Pfarrarchiv Rastbach.

---

## Literaturbesprechung

Landes-Ob.Vet.Rat Dr. Franz Hiesinger (Zöbing); Ueber die Wutkrankheit bei den Wildtieren. „Unsere Heimat“ 1953, Heft 10 bis 12 und erweiterter Sonderdruck. — Der Verfasser sammelte die Berichte über die Wutkrankheit und die abergläubischen und naiven Vorstellungen von der Antiken an, Ausführlicher werden die Nachrichten im 18. Jahrh. Ihre Schrecken verlor die Wutkrankheit durch die Schutzimpfung nach Pasteur. Im besonderen Teil wird der Seuchengang bei den Wildtieren des Waldviertels seit dem Herbst 1948 mit der Einschleppung und Ausbreitung, den Krankheitserscheinungen, den Schutz- und Tilgungsmaßnahmen und wirtschaftlichen Schäden dargestellt. Im Anhang finden wir Hofdekrete und Kreisamtszirkulare aus dem 18. und 19. Jahrh. und graphische Darstellungen über die Bezirke Krems, Zwettl und Waidhofen, die übersichtlich und sauber vom Schuldirektor Franz Strelb in Krems ausgeführt wurden. — Dr. Hiesinger hat sich durch die gelungene Bearbeitung eines bisher noch nicht behandelten Gebietes ein besonderes Verdienst erworben, das auch von beruflichen Stellen anerkannt wird. Es sei noch erwähnt, daß der Verfasser durch Infektion mit Wutschutzimpfstoff fast ein Opfer seines Berufes geworden wäre. Es dauerte zwei Jahre, bis er wieder im Besitze seiner vollen Gesundheit war.

Dr. Heinrich Kauscher

**Ein neues Bildwerk aus der Wachau**

**GOTTFRIED HOFMANN**

# *Dürnstein*

**KUNST UND GESCHICHTE**

In Dürnstein, dem landschaftlichen Mittelpunkt der sagen- und rebandurchwobenen Wachau, verbinden sich Natur und Kunst zu einem harmonischen Bild, das in seiner Art kaum seinesgleichen hat. Der Maler-Dichter Gottfried Hofmann unternimmt es, die Schönheit dieses reizvollen Stückes Heimaterde in Wort und Bild liebevoll nachzuzeichnen. Einer eingehenden geschichtlichen Darstellung der wechsellvollen Schicksale der Stadt folgt eine verständnisreiche und Verständnis bringende Schilderung ihrer berühmten Baudenkmäler. Eine launige Würdigung des nicht minder berühmten Dürnsteiner Weines beschließt den Text, der mit 23 Federzeichnungen von der Hand des Autors geschmückt ist. Den Hauptteil des Buches jedoch bilden die acht Vierfarbendrucke und 65 Kunstdrucke nach aus-erlesenen Lichtbildern, die das Werk zu einer besonderen Gabe für alle Freunde der altehrwürdigen Stadt machen.

Für Geschenkzwecke sind zwei mit besonders großer Sorgfalt ausgeführte geschmackvolle Einbände vorgesehen: in roter Ausführung mit weißem Leder-rücken zu S 54.— und in blauem Kunstledereinband mit echter Goldprägung und Goldschnitt zu S 57.—.

**PREIS S 48.-**

**Verlag Josef Faber Krems  
1953**

IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN ERHÄLTlich

**S O E B E N E R S C H I E N E N !**

Die gute Auswahl im Textil- und Bekleidungshaus

# Paul Rogl

Krems a. d. D., Ob. Landstraße 1 und Tägl. Markt

LIEFERANT DES LEHRERHAUSVEREINES

## Mitglieder und Freunde!

Den Umfang dieser Zeitschrift zu vergrößern liegt im Interesse jedes Lesers. Diesem Wunsche kann entsprochen werden, wenn jeder Leser nur einen neuen Bezieher wirbt. Wir bitten um Ihre Mitarbeit! Senden Sie uns Anschriften, an die wir unsere Blätter senden können.

Waldviertler Heimatbund



## OTTO SOGOROW

EINKAUF — REPARATUREN

— VERKAUF —

Krems, Spänglergasse 5

TELEFON 328

Farben, Lacke, Bürsten, Pinsel eigener Erzeugung. 2 Goldmedaillen bei der Gewerbeausstellung. Farbenonkel Ruzicka, Krems a. D., Untere Landstraße 57, Tel. 440 — Gegründet 1900.

## Waldviertler Landsleute!

Das passende Geschenk für jung und alt ist das Heimatbuch

„Sagen aus dem südlichen Waldviertel“

Herausgeber: Fritz Röger      Buchschmuck: Franz Traunsellner

Schmucker Halbleinenband, 108 Seiten, 25 Holzschnitte, vom Landes-  
schulrat für Niederösterreich wärmstens empfohlen! Preis: S 25.—.

Zu beziehen bei: Röger Fritz, Hauptschullehrer, Pöggstall, N.Ö.